

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 37 (1957-1958)
Heft: 8

Artikel: Wolfgang Borchert zum Gedächtnis : zum zehnjährigen Todestag am 20. November 1957
Autor: Jung, Hermann
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-160720>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

WOLFGANG BORCHERT ZUM GEDÄCHTNIS

Zum zehnjährigen Todestag am 20. November 1957

VON HERMANN JUNG

Wenn wir heute, anlässlich der zehnten Wiederkehr des Todestages Wolfgang Borcherts, fragen, was von seinem Leben und von seinem Werk wirksam geblieben ist, dann müssen wir sagen, daß es zum fast Vergessenen gehört. Viele, die damals ihre eigenen Nöte und notvollen Erlebnisse von ihm ausgesprochen fühlten, haben inzwischen ihre Tür fest von innen zugemacht, um von keiner Vergangenheit, aber auch von keiner Zukunft mehr gestört zu werden. Sie wollen Ruhe, Sicherheit und den erfüllten Augenblick.

Wer aber heute den schmalen Band, der das Werk Borcherts enthält, wieder in die Hand nimmt, muß notgedrungen und erneut dieselben Fragen stellen; er muß sie eindringlicher und lauter stellen. Vor allen anderen Fragen ist es die Frage nach dem Wesen des Menschen! Das Spiel, das da Leben heißt, ist in den vergangenen 10 Jahren weitergegangen. Es hat den Platz «vor der Tür» in die Innenräume verlegt. Aber auch hier muß die Stimme Borcherts gehört werden, wenn sie den Menschen auf seine eigentliche Aufgabe in dieser Zeit: auf die geistige Durchdringung seines Wesens hinweisen und aufrufen will; wenn er sich wieder in jenen Bezirken beheimaten soll, die ihn vor dem Sturz in die Tierheit bewahren können. Auch heute verkündet Borchert eine neue Zeit, eine Zeit, in der nur eines Bestand haben wird: *der Mensch!*

Wolfgang Borchert wurde am 20. Mai 1921 in Hamburg geboren. Er verließ 1938 die Oberschule und wurde Buchhändler. Nebenher nahm er Schauspielunterricht. In diese Zeit fällt sein erster Zusammenstoß mit der Gestapo des Nationalsozialismus, der man ein revolutionäres Gedicht von ihm zugespielt hatte. Er kam nach kurzer Haft mit einem Verweis davon, wurde aber beobachtet. Im März 1941 machte er seine Schauspielprüfung und erhielt ein Engagement nach Lüneburg. Kurz darauf wurde er zur Wehrmacht eingezogen. In dieser Zeit wurde in Hamburg ein Kreis junger Menschen von der Gestapo verhaftet und bei der einen Verhafteten der Briefwechsel mit dem Soldaten Wolfgang Borchert beschlagnahmt. Diese Briefe bildeten den Anlaß zu einem Antrag auf Verhaftung, aber Borchert war bereits in Rußland an der Front. Hier in Rußland bekam er im Winter 1941 in der Nähe von Klin seinen ersten Fieberanfall mit Gelbsucht und sehr hoher Temperatur. Im Januar 1942 wiederholten sich diese Anfälle. Aber erst im Februar 1942, als er verwundet wurde, kam er in ein Lazarett. Hier wurde er im Mai 1942 ver-

haftet und nach Nürnberg ins Untersuchungsgefängnis gebracht, obgleich seine Verwundung noch nicht ausgeheilt war. Die Briefe an das Mädchen waren so belastend, daß Antrag auf Todesstrafe gestellt wurde. Das Urteil lautete aber auf acht Monate Gefängnis und sechs Wochen geschärften Arrest. Im Herbst 1942 kam Borchert zwecks Frontbewährung als «k. v. ohne Waffe» zum zweiten Male nach Rußland. Nach erneuten Gelbsuchtsanfällen wurde er später in das Lazarett nach Smolensk eingeliefert und von dort aus dann nach Deutschland verbracht. Nach eingetretener Genesung kam er nach Jena zur Heimattruppe. Hier wurde er 1943 denunziert und wegen Zersetzung der Wehrkraft und heimtückischer Angriffe gegen Staat, Partei und Wehrmacht erneut verhaftet. Er wurde nach Berlin gebracht und war neun Monate im Untersuchungsgefängnis Moabit. Mit völlig geschwächtem Körper kam er zu neuer Frontbewährung in den letzten Kehraus und geriet am 6. April 1945 bei Frankfurt am Main in amerikanische Gefangenschaft. Aus dieser wurde er dann wegen seiner politischen Papiere und wegen seines hohen Fiebers entlassen.

Borchert wanderte zu Fuß nach Hamburg. Nach kurzer Zeit der Besserung, die es ihm ermöglichte, als Regie-Assistent am Deutschen Schauspielhaus tätig zu sein, verschlimmerte sich das Leiden wieder. Der Kranke lag eineinhalb Jahre im Bett, fuhr dann dank der Vermittlung einiger Freunde nach Basel, um dort im Sankt-Clara-Spital durch die Luftveränderung und eine bessere Ernährung gesund gepflegt zu werden. Es half aber nichts mehr. Er starb dort am 20. November 1947.

Wolfgang Borchert schrieb schon als Schüler Gedichte, die er aber später zum großen Teil wieder vernichtete. Er war sehr kritisch gegen sich selbst, besaß aber auch Humor genug, sich selbst zu glossieren. Sein erstes Gedichtbändchen «Laterne, Nacht und Sterne» kann nur als Vorstufe für das eigentliche Lebenswerk: seine Prosaschriften, gewertet werden. In einigen dieser Gedichte jedoch ahnt man schon die dunklen Gründe, die später in seiner Prosa aufbrechen. In der Anthologie «Hamburg, Heimat am Strom» war Borchert mit einigen Prosastücken vertreten. In ihnen kündigte sich bereits das Neue an, das mit ihm in unsere Literatur eintrat. Man horchte auf und erwartete mehr. Und nun, nach kurzer Zeit der inneren Unsicherheit, brach es mit unaufhaltsamer Kraft in ihm auf. Warum wirkte das, was er geschrieben hatte, so echt? Warum ergriff es uns so stark? Er goß nicht neue Erlebnis-inhalte in alte Formen. Er sprach von Anfang an eine neue Sprache, fand eine neue Form der Aussage, neue Worte für das bisher Unaussprechliche, Niedagewesene. Er forderte in seinen Schriften mehr vom Leser als nur literarische Teilnahme. Er wollte Stellungnahme, Entscheidung. Ihm selber wurde dabei nichts geschenkt. Jede Zeile mußte er seiner schwachen Gesundheit abringen. Schmerz, Schlaflosigkeit, Angst waren der Lohn. Er verbrannte innerlich. Sein Schaffen war ein Aufschrei, war Lust und Qual, Verzweif-

lung und höchstes Glück. Er wollte die ganze Wahrheit haben für sich und andere. Viele schreckte er ab, viele aber riß er mit. Während der Haftzeit in Nürnberg schrieb er in sein Tagebuch:

«Was alle fühlen,
muß der eine sagen!
Für alle jubeln
und für alle klagen!»

Nach dem Gedichtzyklus «Laterne, Nacht und Sterne» entstanden «Die Hundebblume», «An diesem Dienstag» und andere Erzählungen sowie das Hörspiel «Draußen vor der Tür».

Es wäre falsch, wollte man die für Borchert charakteristischen Wiederholungen, Worthäufungen und Satzvariationen als Manier abtun. Man muß seine Geschichten laut lesen, dann wird man auch erkennen, daß gerade in ihnen jene Feinheiten liegen, die imstande sind, das verschüttete Geheimnis der Sprache wieder erlebbar zu machen. Hier erhob ein «Dichter unserer Zeit» seine Stimme und rief ohne Rücksicht auf die allzu Empfindsamen seine Not, seinen Schmerz, seine Sehnsucht und trotz aller Verzweiflung auch seinen Glauben besonders der deutschen Jugend zu, die ihn hörte und verstand. Sein Schrei traf sie wie ein Naturereignis. Er rüttelte sie auf und riß sie empor, machte sie sehend und befreite sie. Am eindringlichsten aber rief seine Stimme in dem Hörspiel «Draußen vor der Tür».

«Draußen vor der Tür» ist ein Heimkehrerstück. Ein Mann kommt nach Deutschland, ein Heimkehrer aus dem Kriege, der kein Zuhause mehr vorfindet, weil keins mehr da ist. Sein Zuhause ist «Draußen vor der Tür», nachts im Regen auf der Straße. Er ist ein Heimatloser geworden. Und da es für ihn keine Tür mehr gibt, durch die er in einen Raum oder zu einem Menschen und in eine lichterfüllte, wärmende Geborgenheit hätte eintreten können, geht er durch das allein für ihn noch offenstehende dunkle Tor, um sich leise und unbemerkt aus diesem Leben, das keines mehr ist, herauszustehlen: er läßt sich von einer Pontonbrücke in die Elbe fallen. Aber die Elbe will ihn nicht haben und wirft ihn wieder ans Land. Beckmann — Unteroffizier Beckmann — das ist der Name unseres Heimkehrers, wollte «zehntausend Nächte pennen», aber die Elbe sagt zu ihm: «Du hast am Ende gedacht, du könntest in meinen süßduftenden Lilienarmen die Ewigkeit verbringen. Nee, mein Sohn, das war ein Irrtum von dir.» Beckmann muß weiterleben. Er wird von einer Frau am Ufer aufgelesen, die ihn mit zu sich nach Hause nimmt. Da kommt ihr eigener Mann aus Sibirien zurück. Zwei Heimkehrer stehen einander gegenüber bei der Frau des einen. Der mit den Krücken wendet sich und geht — in die Elbe. Beckmann flieht. Eine Tür kreischt und schlägt zu.

Beckmann kommt zu seinem ehemaligen Oberst, um ihm die Verantwortung zurückzugeben, die er bei einem Spähtrupp übernahm. Er

schildert ihm seinen Traum, der immer wieder kommt und ihn quält. Er bekommt nachts Besuch von den toten Kameraden, die aus den Massengräbern aufstehen und sich zu ihm an den Bettrand setzen. «Bis an den Mond» reicht ihr Stöhnen. Der Oberst lacht sich halbtot und rät ihm, sich bei seinem Chauffeur zu waschen, zu rasieren und erst einmal wieder Mensch zu werden. Wieder kreischt eine Tür und schlägt zu.

Einem Kabarettdirektor singt Beckmann seine Ehechansons vor. Auch hier wird er abgewiesen. «Wo kämen wir hin, wenn alle Leute plötzlich die Wahrheit sagen wollten?», so antwortet ihm dieser, denn mit der Wahrheit macht man sich nur unbeliebt. Wieder kreischt eine zuschlagende Tür.

Zuletzt steht er vor der Haustür seiner Eltern, aus der ihm eine fremde Frau entgegentritt. Die Eltern sind inzwischen in Ohlsdorf, Kapelle 5, gestorben. So schlägt auch diese Tür vor ihm zu.

Beckmann will nicht mehr. Er weiß nicht mehr, warum und für wen er leben soll. Aber eine Stimme in ihm ruft immer wieder: «Beckmann, du mußt leben!» Er wehrt sich gegen diese Stimme, die auf der Bühne als «der andere» in Erscheinung tritt und der ihm auf seine Fragen keine Antworten zu geben weiß.

Das Stück «Draußen vor der Tür» ist eigentlich arm an Handlung. Seine Dramatik spielt auf dem inneren Schauplatz, auf dem der Seele Beckmanns. Und das Geschehen auf der Bühne wechselt zwischen sinnlicher und übersinnlicher Wirklichkeit. Die sinnliche gipfelt in der immer wieder zuschlagenden Tür; die übersinnliche, oder die geistige Wirklichkeit, kann uns einleuchten, wenn wir jene zentrale Gestalt des Stückes — den anderen — näher betrachten. Beide Wirklichkeiten oder: beide Bühnen zusammen ergeben erst den tieferen Hintergrund für die sich auf ihnen abspielenden zeit- und geistesgeschichtlichen Ereignisse. Die äußere, sich vor unseren Augen abrollende Handlung auf der Bühne des Theaters will uns in ihren Bildern und Symbolen auf das hinweisen, will das sichtbar und erlebbar machen, was heute als wesentliches Geschehen auf der inneren Seelenbühne jedes Menschen geschehen sollte.

Viele haben in dem Unteroffizier Beckmann das Selbstporträt des Dichters gesehen. Ja, sie glaubten auch, daß der liebe Gott, der alte Mann, an den niemand mehr glaubt, und der Tod, der als Beerdigungsunternehmer und als Straßenkehrer die Bühne betritt, der Gott und der Tod Wolfgang Borcherts gewesen seien. Dem ist nicht so! Es sei der Versuch einer Deutung der übersinnlichen Wirklichkeit gewagt, die mit «dem anderen» gegeben ist und der immer dann neben Beckmann steht, wenn die kreischende Tür zuschlägt. Es handelt sich bei der Gestalt des «anderen» um keinen mehr oder weniger gelungenen Theater-effekt. Aus Äußerungen Borcherts geht hervor, daß mit dem «anderen» ein Seelenzustand Gestalt angenommen hat, wie ihn nur ein durch

Selbsterkenntnis und Zweifelspein hindurchgegangener Mensch schildern kann. Oder wie sollten sonst jene Äußerungen in der «Hundeblume» zu verstehen sein: «Ich kann nicht sagen, daß es unbedingt furchtbar ist, aber es ist eines der tollsten Abenteuer, die wir auf dieser Welt haben können: sich selbst zu begegnen.» An einer anderen Stelle heißt es: «Manchmal traf er sich selbst, schiefschultrig kam er auf sich zu, er gab sich die Hand.» Und es begann eine Unterhaltung mit sich selber, und er fragt, wer das ist, und warum er schreit, und warum er weint. Als Antwort erhält er immer: das Tier, «und das Tier Ich, das türmt . . . , überall treffe ich mich und überall ist man hinter sich her . . . , es gibt kein Tal für eine Flucht . . . , man kann sich nicht entgehen». Das menschliche Ich ist mit dem Tier gleichen Wesens geworden.

Es ist nun noch bedeutungsvoll, an welcher Stelle und unter welchen Umständen der «andere» auftritt. Das ist immer dann der Fall, wenn sich ein Erlebnis als Irrtum herausstellt. Da, wo Beckmann von der Elbe wieder ausgesetzt wird und aus dem Zustand des Halbertrunkenseins wieder erwacht. Hier tritt der «andere» auf, und in dieser ersten Begegnung mit ihm spricht Beckmann davon, daß er keinen Vornamen mehr habe, ja, daß er nicht einmal mehr Beckmann sein will. Er ist damit zum namenlosen Gattungswesen herabgesunken. Er weiß nicht mehr, wohin. Und stets, wenn die Tür kreischend zuschlägt, steht der «andere» neben ihm, vertritt ihm den Weg und beide ringen miteinander. Der «andere» ruft ihm immer wieder zu, und dieser Ruf verfehlt seine Wirkung auf Beckmann nicht: «Du wirst mich nicht los!» — immer wieder sagt er das.

Was wollen diese Dinge sagen? Zweifellos handelt es sich hier um das tollste Abenteuer, das es nach Borchert geben kann: um die Begegnung mit sich selbst. Der Dichter verlegt sie an eine Schwelle. Der «andere» ist ein Teil seines eigenen Wesens. Bühnenwirklichkeit und geistige Bildhaftigkeit gehen hier zusammen. Um aber noch tiefer in dieses Geheimnis einzudringen, sei noch auf einige andere literarische Zeugnisse hingewiesen:

Da ist zunächst das Gedicht «*Begegnung*» von C. F. Meyer.

«Mich führte durch den Tannenwald
ein stiller Pfad, ein tief verschneiter.
Da, ohne daß ein Ruf erschallt,
erblickt' ich plötzlich einen Reiter.
Nicht zugewandt, nicht abgewandt,
kam er, den Mantel umgeschlagen.
Mir deuchte, daß ich ihn gekannt
in alten, längst verschollnen Tagen.
Der jungen Augen wilde Kraft,
des Mundes Trotz und herbes Schweigen,
ein Zug von Traum und Leidenschaft
berührte mich so tief und eigen.

Sein Rößlein zog auf weißer Bahn
vorbei mit ungehörten Hufen.
Mich faßt's mit Lust und Grauen an,
ihm Gruß und Namen nachzurufen.
Doch keinen Namen hab ich dann
als meinen eigenen gefunden,
da Roß und Reiter schon im Tann
und hinterm Schneeflock verschwunden.»

Bekannt ist die Schilderung, die Goethe einem solchen Erlebnis widmete; wir lesen sie in seiner Biographie, nachdem er sich endgültig von Friederike verabschiedet hatte:

«Als ich ihr die Hand noch vom Pferde reichte, standen ihr die Tränen in den Augen und mir war sehr übel zumute. Nun ritt ich auf dem Fußpfad gegen Drusenheim, und da überfiel mich eine der sonderbarsten Ahnungen. Ich sah nämlich, nicht mit den Augen des Leibes, sondern des Geistes, mich mir selbst denselben Weg zu Pferde wieder entgegenkommen und zwar in einem Kleide, wie ich es nie getragen; es war hechtgrau mit etwas Gold. Sobald ich mich aus diesem Traum aufschüttelte, war die Gestalt ganz weg. Sonderbar jedoch ist, daß ich nach acht Jahren in dem Kleid, das mir geträumt hatte und das ich nicht aus Wahl, sondern aus Zufall gerade trug, mich auf demselben Wege befand, um Friederike noch einmal zu besuchen. Es mag sich übrigens mit diesen Dingen, wie es will, verhalten, das wunderliche Trugbild gab mir in jenen Augenblicken des Scheidens einige Beruhigung.»

Und nun noch eine Schilderung von Dostojewski:

«Herr Goljadkin begegnet um Mitternacht in Petersburg einem Unbekannten. Dieser geht mit ihm bis in seine Wohnung und setzt sich in Mantel und Hut vor ihm aufs Bett, lächelt ein wenig und schaut ihn mit etwas zusammengekniffenen Augen freundlich an. Herr Goljadkin will schreien, bringt aber keinen Laut heraus. Das Haar steht ihm zu Berge und er sinkt vor Entsetzen auf einen Stuhl. Dieser nächtliche Freund war kein anderer als Herr Goljadkin selbst, ein zweiter Herr Goljadkin — sein Doppelgänger.»

In allen diesen Erlebnissen spürt man die mit ihnen verbundene Erregung des Betroffenen. Bei Goethe finden wir wohl den Schlüssel zu diesen ungewöhnlichen Erlebnissen, diesen Begegnungen mit sich selbst. «Der andere», «der Doppelgänger» ist nicht mit den Augen des Leibes zu erfassen, sondern mit den Augen des Geistes. Der «andere» ist Beckmanns Doppelgänger, vor dem er immer wieder zurückschrecken mußte, und zwar immer dann, wenn die Tür kreischend zuschlug; die Tür, die, mit den Augen des Geistes gesehen, die Schwelle zur übersinnlichen Welt versinnbildlicht. Und man kann nicht ohne Ergriffenheit vor der Persönlichkeit des jungen Dichters stehen, aus dessen Seele, die bereits jenseits der Schwelle lebte, so etwas geboren wurde. (Borchert erlebte wohl noch den starken Widerhall, den sein Stück als Hörspiel seinerzeit gefunden hatte; er erfuhr noch, daß es auf vielen Bühnen als Schauspiel aufgeführt werden sollte; er starb aber einen Tag vor der Premiere in den Hamburger Kammerspielen.)

Auf dem Hintergrund dieses Stückes «Draußen vor der Tür» zeichnet sich das geistige Problem des heutigen Menschen und der heutigen Menschheit ab. Es ist nicht nur als literarische Erscheinung zu werten. Es zeigt uns vielmehr an, daß die Zeit reif ist für ein tieferes Erfassen und Begreifen des menschlichen Wesens. Sieht der Mensch in der leidenschaftlichen Selbstbegegnung sich selbst, ohne die ihm liebgewordene Maske, so zeigt sie ihm auch den Weg, seine aus eigenen Fehlern und Irrtümern gewobene Seelengestalt umzuschaffen und zu erlösen. Nur in seinem höheren Ich, in dem Teil seines Wesens, das über das Tierische hinausführt, findet er die Kraft, sich dem Entsetzen gegenüber, das ihn bei einer solchen Enthüllung überfällt, aufrecht zu halten und die Schwelle überschreiten zu können. *Der Mensch an der Schwelle*, das ist die geheime Überschrift des gegenwärtigen Zeitgeschehens! Nur in einzelnen Menschen kann eine Ahnung davon aufsteigen, können seelische Erlebnisse geistige Erkenntnisse werden, daß Überirdisches heute stärker denn je in unser Dasein hereinwirken will.

Als Thomas von Aquino die Summe seines theologischen Wissens niederschrieb, begann er mit der Frage: Was ist Gott? Von Gott ausgehend beschrieb er die ganze Ordnung des Himmels und der Erde, die schließlich im Menschen ihren Zweck und ihr Ziel fand. Von einer solchen Anschauung trennt uns heute ein Abgrund. Wir können heute nicht von der dogmatischen Vorstellung Gottes ausgehen und davon die Ordnung der gesamten Schöpfung ableiten. Wollen wir aber Sinn und Ziel des Lebens erkennen, müssen wir mit der Frage beginnen: Was ist der Mensch? Auf diese Frage bleibt uns die heutige Wissenschaft, trotz aller ihrer erstaunlichen Errungenschaften, die Antwort schuldig. Sie hat den Menschen nach allen Seiten hin untersucht. Sie sezerte tausendmal seinen Leichnam und schuf die Anatomie. Sie erforschte die Lebensfunktionen und Seelenvorgänge durch die experimentelle Psychologie. Aber sie gewann kein wirkliches Menschenbild. Je mehr sie den Menschenleib erforschte, um so mehr fand sie seine Ähnlichkeit mit dem Tierkörper. Und wenn wir noch große Entdeckungen über die Entfernungen der Sterne und den Bau der Atome machen werden, all das wird uns doch nicht dem Menschen näher führen. Für die Seele, die darüber nachsinnt, ist es ein wichtiges Erlebnis, sich zu sagen: Niemals kannst du durch Beobachtung der rein äußeren Welt das Wesen des Menschen finden, nie dein eigenes Wesen enthüllen. Die heutige Wissenschaft kann nur konstatieren, was der Mensch *nicht* ist! Die Fragen nach dem Rätsel des menschlichen Lebens und den Rätseln der menschlichen Seele müssen neu gestellt werden. Es müssen sich Tore auftun, durch die man auf neuen Wegen zu neuen Lösungen und Antworten kommt. Zwar wird aus dem Erbe der Vergangenheit in den sozialen Einrichtungen und Zusammenhängen die Brüderlichkeit programmatisch angestrebt, aber in den persönlich-menschlichen Beziehungen ist man vielfach an einem

Nullpunkt angekommen. Allgemeine Menschenliebe, bei der es auf den einzelnen nicht allzuviel ankommt, ist verhältnismäßig leicht zu üben, bzw. zu bekunden; spezielle Nächstenliebe aber ist schwer. Der langsame, aber stetige Schwund der Hinwendungskraft zum Nächsten läßt das lähmende Schweigen um uns und die Dürre des Herzens immer spürbarer werden. Bringen wir noch Wärme und Sammlung auf, miteinander zu reden und uns darauf zu besinnen, daß der andere noch da ist mit seinem eigenen Gesicht und seinem eigenen Wesen? Haben wir noch eine Stunde übrig, uns den wesentlichen Dingen zuzuwenden, die unserem Leben Wert und Inhalt geben können? Dringt noch ein leiser Schimmer des ewigen Lichtes in unserer Tage Dunkelheit? *Leben* wir überhaupt noch in der vollen menschlichen Bedeutung dieses Wortes? Sind wir nicht schon zugrunde gegangen in allem, was besonders liebenswert und gut an uns war? Wir haben ja alle den Kopf kaum noch über den Wellen! Und was ist von den einstigen Idealen übriggeblieben? Ist es nicht, als lägen zwischen unserem früheren Leben und dem heutigen ganze Abgründe und unüberbrückbare Zeiträume; als sei unser Leben gar keine Einheit mehr und wir nicht mehr dieselben Menschen?

Bühne einer solchen Katastrophe ist auch der Unteroffizier Beckmann. Und dieser Unteroffizier Beckmann sind im Grunde wir selbst. Er und wir sind nichts anderes als das Abbild, als das Kampffeld einer Spaltung, die durch uns selber hindurchgeht. Der Mensch, wie er der irdischen Welt gegenübersteht, und der Mensch, wie er der göttlichen Welt gegenübersteht, ist auseinandergefallen. Mit seinem Wissen ergreift er die irdische Welt, aber er ergreift nur das Tote und stirbt selber daran. Mit dem Glauben ergriff er einst die göttliche Welt. Aber dieses Auge seiner Seele ist erblindet und erstorben. Auf beiden Seiten steht der Tod. Totes Wissen und erstorbener Glaube, das ist das Fazit unserer Tage. Wohl mußte der Mensch einmal an diesen schmerzlichen Nullpunkt gelangen, um sich wahrhaftig auf sich selbst zu besinnen. Er mußte sich einmal zum Rätsel werden, um sich und sein wahres Wesen wiederzufinden. Dieses ist die Aufgabe unseres Jahrhunderts. Und dieser Aufgabe diene auch Wolfgang Borchert. Er wollte, daß unser 20. Jahrhundert, das als ein Jahrhundert der Technik bezeichnet wird, ein Jahrhundert des *Menschen* werde; er wollte, wie das der Philosoph Karl Jaspers einmal sagte: «den Menschen an sich selbst erinnern.»